

- 7 N. Schtschawelewa, Kiewer Mission der polnischen Dominikaner (Alte Staaten auf dem Territorium der UdSSR). Moskau 1984, S. 139–151.
- 8 W. Matusowa, Englische mittelalterliche Quellen des 9.–13. Jahrhunderts. Texte, Übersetzungen, Kommentare. Moskau 1979, S. 124–184.
- 9 A. Sobolewski, Materialien und Forschungen auf dem Gebiet der slawischen Philologie und Archäologie. Spb. 1910, S. 39–47.
- 10 P. Priling, Rußland und der Heilige Stuhl. Moskau 1912.
- 11 Ders., Historische Aufsätze und Bemerkungen. Moskau 1913, S. 5–35.
- 12 E. Schmurlo, Russische Katholiken Ende des 17. Jahrhunderts (Schriften des Russischen Wissenschaftlichen Instituts in Belgrad). Belgard 1931, Ausg. 3, S. 1–29.
- 13 D. Zwetajew, Geschichte des Baus der ersten Kirche in Moskau. Moskau 1885, S. 105–130.
- 14 J. Schnurr, Die Kirche und das religiöse Leben der Rußlanddeutschen. Katholischer Teil. Stuttgart 1980, S. 29, 34, 40–44, 239–270, 286–300; Katalog der Geistlichkeit und Kirchen des römisch-katholischen Bistums Tiraspol im Jahr 1917; vgl. auch Kirchliche Kataloge des Mohilever Erzbistums (1898–1916).
- 15 P. Wolkonski, Kurzer Abriss der Organisation der Russischen Katholischen Kirche in Rußland. Lviv 1930, S. 13.
- 16 J. Zatkan, Descent into Darkness: The Destruction of the Roman Catholic Church in Russia, 1917–1923. Notre Dame 1965, S. 139–170.
- 17 A. Wenger, Rome et Moscou, 1900–1950. Paris 1987, S. 287–338.
- 18 Anmerkung der Übersetzerin: Im Oktober 1996 war die Zahl der Priester bereits auf 102, davon 43 Diözesanpriester und 59 Ordenspriester, angewachsen.
- 19 Johannes Paul II., Apostolisches Schreiben *Tertio millennio adveniente* 34.

HANS MAIER · MÜNCHEN

Der Schriftsteller Joseph Ratzinger

Wann habe ich Joseph Ratzinger zum erstenmal gehört? Es war wohl 1962, bei den Salzburger Hochschulwochen, wo er eine Vorlesung über die Vision der Väter von der Einheit der Völker hielt. Er war damals überaus jung, Mitte der Dreißig, ein Knabe mit einer Glockenstimme – das Auditorium hörte seinen gründlichen und genauen Ausführungen aufmerksam, ja gebannt zu. Am Ende der Vorlesung fragte ich meine junge Frau (es waren unsere ersten gemeinsamen Ferien!), die lange geschwiegen hatte: »Wie fandest Du das?« Sie schwieg noch einmal lange – und dann brach es aus ihr hervor: »Dieser Mann – ist begeistert!« Soviel zur Wirkung des

HANS MAIER, 1931 in Freiburg/Breisgau geboren, ist Professor für christliche Weltanschauung, Religions- und Kulturtheorie an der Universität München und Mitherausgeber dieser Zeitschrift. – Der Beitrag ist die leicht gekürzte Fassung des Vortrags, den der Autor bei der Präsentation der Festschrift zum 70. Geburtstag von Kardinal Ratzinger »Im Spannungsfeld von Tradition und Innovation« am 14. Mai dieses Jahres in der Universität Regensburg gehalten hat.

jungen Professors Ratzinger auf Jungverheiratete (und nicht nur sie!) in den sechziger Jahren. Doch auch heute, 1997, nach soviel Jahren, haben die Reden, die Predigten des Ältergewordenen, wenn ich seine Stimme höre, noch die alte Kraft, den altvertrauten Flügelschlag.

Als junger Hochschullehrer verfolgte ich seit den sechziger Jahren den Weg des Theologen Ratzinger von Rede zu Rede, von Schrift zu Schrift – seine akademischen Stationen, seine Tätigkeit als Konzilsberater, später sein Wirken als Bischof und Kardinal. Seine knappen Berichte über die vier Sitzungsperioden des 2. Vatikanischen Konzils waren mir ein Schlüssel zum Verständnis des inneren Geschehens in dieser denkwürdigen Kirchenversammlung. Seine *Einführung in das Christentum* begleitete mich in den schwierigen Jahren nach 1968, in den Stürmen von Universität und Politik. Mir entging nicht, daß Ratzinger in seiner Rede auf dem Bamberger Katholikentag 1966 nachdenkliche, ja kritische Töne angeschlagen hatte, daß er gewarnt hatte vor einem neuen nachkonziliaren Triumphalismus: »Solange die Kirche auf Erden pilgert, hat sie keinen Grund, sich ihres eigenen Werkes zu rühmen. Solches Rühmen könnte gefährlicher werden als Pfauenwedel und Tiara, die uns ohnedies mehr zum Lächeln als zum Stolz veranlassen.«¹ Und an anderer Stelle: »Eine Weltzuwendung der Kirche, die ihre Abwendung vom Kreuz darstellen würde, könnte nicht zu einer Erneuerung der Kirche, sondern nur zu ihrem Ende führen. Der Sinn der Weltzuwendung der Kirche kann nicht sein, den Skandal des Kreuzes aufzuheben, sondern allein der, ihn in seiner ganzen Blöße wieder zugänglich zu machen, indem alle sekundären Skandale weggeräumt werden, die sich dazwischengeschaltet haben und leider oft genug die Torheit der Liebe Gottes mit der Torheit der Eigenliebe der Menschen verdecken ...«² Diese Sorge-Empfindung gegenüber neu aufbrechenden kirchlichen Zerwürfnissen und Frontbildungen nach dem Konzil führte uns später in der Arbeit an der internationalen katholischen Zeitschrift *Communio* zusammen, deren Gründung nunmehr gerade 25 Jahre zurückliegt. Sie war getragen vom Bemühen, das Alte Wahre des Glaubens neu zu sagen, es zu übersetzen in die Zeit und in die Sprache des heutigen Menschen – eine Arbeit, die noch nicht abgeschlossen ist.

* * *

Inzwischen liegt das literarische Werk des Theologen Joseph Ratzinger in einer Fülle von Büchern, Aufsätzen, Artikeln und Rezensionen vor – die Predigten, Reden, Meditationen eingeschlossen. Allein die in der Regensburger Festschrift enthaltene Bibliographie umfaßt 45 Seiten nach dem Stand vom 15. April 1996. Leser können also im weiträumigen Gewölbe dieses theologischen Lebenswerkes gemächlich auf- und abspazieren und ihre Entdeckungen machen. Gibt es da gemeinsame Züge, eine spezifische Sprech- und Schreibweise, einen unverwechselbaren, sofort erkennbaren Ratzinger-Ton?

Machen wir die Probe! Zitieren wir ein paar Sätze theologischer Autoren. Ist er das? »Was soll denn der Mensch, sofern er eben der Mensch ist, den wir kennen: der mit seiner Existenz in Schuld verstrickte, auf Schritt und Tritt sich verfehlende, dem Tode verfallene, des Lebens der Seligen jedenfalls nicht teilhaftige Mensch – was soll denn dieser Mensch von Gott kennen und begreifen und haben, als eben seine Ver-

heißung, sein Wort, seine Zusage und seinen Anspruch, sein Evangelium und sein Gesetz?»³ Ist das von Ratzinger? Offensichtlich nicht; so drängend barock, mit so bohrender rhetorischer Wucht kommt er selten daher. Es ist von Karl Barth. Ein zweites Beispiel: »Wenn Jesus in seiner Person, seiner Einheit mit Gott, aus der heraus er spricht, und in seinem Wort dieses Wort ist, wenn dieses Wort von Gott her gesagt wird, weil es nur von Gott gesagt werden kann, dann ist der ganze und eine Jesus von vornherein als die von Gott her siegreich gewollte Selbstzusage Gottes an die Welt von Gott gesagt, ist er von Anfang seiner Existenz an von Gott als dieses Wort gewollt, auch wenn sich dieses Wort, um zu sein und von uns gehört zu werden, in einer menschlichen Geschichte entfalten und auslegen mußte.«⁴ Auch das ist offensichtlich kein Ratzinger-Satz: so unter immer neuen Konditionen eine Sache zu betrachten und sie dialektisch um- und umzuwenden ohne Scheu vor Wiederholungen – das widerspräche dem Vorgehen unseres Theologen, der immer die Verbindung zum Leser und die Nähe zum fließenden Erzählstil sucht. Der Satz stammt von Karl Rahner. Drittes Beispiel: »Was unser Verstand rein als sehender nicht sieht, das ergreift vorgreifend unser glaubenswilliger Affekt so gegenwärtig, als ob er es bereits sähe.«⁵ Ist das Ratzinger? Auch nicht – wenn auch schon eher; der Satz stammt von Ratzingers Lehrer Gottlieb Söhngen. Und mit dem vierten Beispiel sind wir schon ganz in der Nähe unseres Theologen: »Ein soziales Paradies kann eine geistige Hölle sein ... Der Geist sucht von sich aus nicht das ›Geistvolle‹, sondern das Wahre ... Jedes seriöse Denken ist bescheiden. Es zögert nicht, in eine Schule zu gehen und lange dort zu verweilen. In lauter Unpersönlichkeit findet es zu sich selbst und wird, ohne es angestrebt zu haben, persönlich.« Das sind Sätze aus Henri de Lubacs *Paradoxes* (1944), übersetzt von Hans Urs von Balthasar⁶ – und diese Texte stammen von wahlverwandten Geistern, von Theologen, deren Werk literarischen Rang hat, bei denen sich theologisches Argument und künstlerische Form durchdringen – wie eben auch bei dem Schriftsteller Joseph Ratzinger.

Und damit mag er nun endgültig selbst das Wort haben. Hören wir uns vier Texte an. Der erste stammt aus dem Vortrag *Die neuen Heiden und die Kirche* (1958), einem Schlüsseltext für die Theologie des jungen Joseph Ratzinger, da er nicht nur eine illusionslose Einschätzung der aktuellen Verbreitung und Wirkung des christlichen Glaubens in Europa enthält, sondern auch einen Gedanken entwickelt, der in der Folgezeit in seinen Schriften zentrale Bedeutung gewinnt – den Gedanken der Stellvertretung. Es heißt hier gegen Schluß:

»In dem Gegenüber zwischen Christus dem Einen, und uns, den Vielen, sind *wir* des Heiles unwürdig, ob Christen oder Nichtchristen, Gläubige oder Ungläubige, moralisch oder unmoralisch; keiner ›verdient‹ das Heil wirklich außer Christus. Aber eben hier geschieht der wunderbare Tausch. Den Menschen allen zusammen gehört die Verwerfung, Christus allein das Heil – im heiligen Tausch geschieht das Gegenteil: Er allein nimmt das ganze Unheil auf sich und macht so den Heilsplatz für uns alle frei. Alles Heil, das es für Menschen geben kann, beruht auf diesem Urtausch zwischen Christus, dem Einen, und uns, den Vielen, und es ist die Demut des Glaubens, dies zuzugeben. Aber hier kommt eben nun hinzu, daß nach Gottes Willen sich dieser Urtausch, dieses große Geheimnis der Stellvertretung, von dem die ganze Geschichte lebt, fortsetzt in einem ganzen System der Stellvertretungen, das seine Krönung in dem Gegensatz von Kirche und Nicht-Kirche, von ›Gläubi-

gen« und »Heiden« hat. Dieser Gegensatz von Kirche und Nicht-Kirche bedeutet nicht ein Nebeneinander und nicht ein Gegeneinander, sondern ein Füreinander, in dem jede Seite ihre Notwendigkeit und ihre unauflösbare Funktion besitzt. Den Wenigen, welche die Kirche sind, ist in der Fortführung der Sendung Christi die Vertretung der Vielen aufgetragen, und die Rettung beider geschieht nur in ihrer funktionalen Zuordnung und ihrer gemeinsamen Unterordnung unter die große Stellvertretung Jesu Christi, die sie beide umspannt.«⁷

Das ist ein komplexer, ein »dialektischer« Gedankengang – nichts Selbstverständliches also, sondern etwas, zu dem der Hörer und Leser erst hingeführt werden muß. Das geschieht in den einleitenden soziologischen und pastoraltheologischen Gedankengängen, die um die Frage kreisen: Wie soll sich die Kirche, die Seelsorge, verhalten angesichts der heutigen Welt der »neuen Heiden«? Und es geschieht abschließend und zusammenfassend in der Betrachtung zweier biblischer Texte: einmal des Matthäus-Wortes von den vielen, die berufen, und den wenigen, die auserwählt sind – und zum anderen des lukanischen Berichtes vom großen Gastmahl. Zwischen beidem, der Zeit-Analyse am Anfang und dem biblischen *locus classicus* am Ende, wird der theologische Knoten geschürzt. Eine These wird entwickelt – die These von der doppelten Stellvertretung. Sie bildet den Kern des Textes. Sie ist mit großer Genauigkeit, aber auch mit leichter und sicherer Hand und ohne unnötige sprachliche Anspannung formuliert. Sie geht ganz selbstverständlich aus der vorangehenden erzählenden Darlegung hervor, und ebenso selbstverständlich mündet sie in das abschließende biblische Bild, das durch die zeitgenössische Erfahrung eine neue Farbe gewinnt.

Gibt dieser Text einen Einblick in die Schreib-Ökonomie dieses Theologen, in die behutsame Verwendung literarischer Mittel, in die Kunst allmählicher Vorbereitung, Entfaltung und Verdichtung theologischer Argumente, so zeigt unser zweiter Text ein anderes Charakteristikum des Ratzingerschen Stils: den kräftigen Fluß, die Bildkraft und Dynamik, den Schwung, das Brio. Diese Eigenschaften sind nicht von Anfang an da; sie entwickeln sich im Lauf der Zeit aus der zunehmenden Übung im Reden und Schreiben, aus der wachsenden Freiheit und Eigenständigkeit des Wissenschaftlers in allen Formen von Pflicht und Kür. Am schönsten ausgebildet sind Bild- und Sprachfluß in der *Einführung in das Christentum* (1968) – die Sprache dieses Buches hat etwas donauländisch Strömendes, sie ist an vielen Stellen erfüllt von einem sanften Enthusiasmus, der den Leser – und Hörer! – unwiderstehlich in seinen Bann zieht. Ich verdeutliche diese Züge an einem Abschnitt, der sinnvollerweise vom Überfluß handelt:

»Es gehört zum Kern des Brotvermehrungsberichts, auf den Gedanken und die Wirklichkeit des Überflüssigen, des Mehr-als-nötig hinzuführen. Dabei drängt sich sofort die Erinnerung an ein verwandtes Wunder der johanneischen Überlieferung auf: die Verwandlung von Wasser in Wein auf der Hochzeit zu Kana (Joh 2,1–11). Das Wort Überfluß kommt hier zwar nicht vor, um so mehr aber die Sache: Der verwandelte Wein umfaßt nach den Angaben des Evangeliums die für ein Privatfest recht ungewöhnliche Menge von 480–700 Litern! Beide Berichte aber haben in der Absicht der Evangelisten mit der Zentralgestalt des christlichen Kultes, der Eucharistie, zu tun. Sie weisen diese als den göttlichen Überfluß aus, der unendlich alles Bedürfen und alles rechtmäßig zu Verlangende übersteigt.

Beide haben aber auf diese Weise durch ihren eucharistischen Bezug mit Christus selbst zu tun und verweisen auf ihn zurück: Christus ist die unendliche Selbstverschwendung Gottes ... Überfluß ist das Prägezeichen Gottes in seiner Schöpfung; denn »nicht nach Maß berechnet Gott seine Gaben«, wie die Väter sagen. Überfluß ist aber zugleich der eigentliche Grund und die Form der Heilsgeschichte, die letztlich nichts anderes ist als der wahrhaft atemberaubende Vorgang, daß Gott in unbegreiflicher Selbstverschwendung nicht nur ein Weltall, sondern sich selbst verausgabte, um das Staubkorn Mensch zum Heil zu führen. Der Verstand des bloß Rechnenden wird es ewig absurd finden müssen, daß für den Menschen Gott selbst aufgewendet werden soll. Nur der Liebende kann die Torheit einer Liebe begreifen, für die Verschwendung Gesetz, der Überfluß das allein Genügende ist.«⁸

Es wäre verlockend, den Eigentümlichkeiten dieser Prosa nachzugehen: der sorgfältigen Balance von Verstärkungen und Antithesen, der Kunst in der Verwendung von Relativsatz und ausmalendem Adjektiv, der zielsicheren Pointierung an Höhepunkten (Christus als »Selbstverschwendung Gottes«, Gott, der sich selbst für den Menschen »aufwendet«, usw.). Das kann hier nicht im einzelnen geschehen; der bloße Hinweis mag genügen. Stattdessen wenden wir uns nun zwei Texten zu, die in die Jahre des Bischofs, des Kardinals fallen: einem, der den disputierenden, den streitbaren Theologen Ratzinger zeigt, und einem meditativen Text, aus dem der Prediger spricht.

Zu Vittorio Messori sagte Kardinal Ratzinger 1984:

»Die Liturgie ist keine Show, kein Schauspiel, für das geniale Regisseure und talentierte Schauspieler nötig sind. Die Liturgie lebt nicht von »angenehmen« Überraschungen, von gewinnenden »Einfällen«, sondern von feierlichen Wiederholungen. Sie kann nicht Ausdruck des Aktuellen und seiner Vergänglichkeit sein, sondern sie ist Ausdruck des Mysteriums des Heiligen. Viele haben gemeint und gesagt, daß die Liturgie von der ganzen Gemeinde »gemacht« werden müsse, um wirklich die ihre zu sein. Das ist eine Sicht, die dazu geführt hat, ihren »Erfolg« nach Kategorien der spektakulären Wirkung und der Unterhaltung zu bemessen. Auf diese Weise ist jedoch das *Proprium* der Liturgie verlorengegangen, das sich nicht aus dem herleitet, was *wir machen*, sondern aus der Tatsache, daß hier *etwas geschieht*, was wir alle zusammen nicht machen können.«⁹

Daran schließen sich Worte über die Kirchenmusik an, die an ältere Regensburger Formulierungen (aus der Festschrift zum 100jährigen Bestehen der Kirchenmusikschule Regensburg) anknüpfen:

»Eine Kirche, die nur noch »Gebrauchsmusik« macht, verfällt dem Unbrauchbaren und wird selbst unbrauchbar. Ihr ist Höheres aufgetragen. Sie soll – wie es vom alttestamentlichen Tempel gesagt ist – Stätte der »Herrlichkeit« sein und freilich so auch Stätte, an der die Klage der Menschheit vor das Ohr Gottes gebracht wird. Sie darf sich nicht im gemeindlich Brauchbaren beruhigen; sie muß die Stimme des Kosmos wecken und, indem sie den Schöpfer verherrlicht, dem Kosmos seine Herrlichkeit entlocken, ihn selbst herrlich und damit schön, bewohnbar, liebenswert machen.«¹⁰

Kritik, Polemik, in Maßen sogar Spott – das gehört in ein Gesamtbild des Schriftstellers Joseph Ratzinger durchaus hinein. Zwar wird das polemische Temperament durch Rücksichten des Amtes in Schranken gehalten – die Ironie, der kaustische

Witz, der Sarkasmus verselbständigen sich bei Ratzinger kaum je in ähnlicher Weise wie bei Henri de Lubac oder gar bei Hans Urs von Balthasar. Aber vorhanden ist – bei aller klassischen Dämpfung – der reizbare Witz durchaus. Warum sollte auch ein Mann der Kirche und ein ebenso sensibler wie einfallsreicher Autor ihn gänzlich unterdrücken – oder ihn allein den Gegenstimmen überlassen?

Aber das letzte Wort soll doch der Prediger haben, der Wanderer im Kirchenjahr, der Betrachter von Bildern, Gestalten, Glaubensgeheimnissen. Und da jeder Geburtstag den Menschen der Reife, aber auch dem Tode näherbringt, mag am Schluß dieser kleinen Auswahl ein Text stehen, der – erst vor wenigen Wochen erschienen – den Platz des Camposanto teutonico nahe dem Petersdom in Rom, also einen Friedhof, beschwört.¹¹ Joseph Ratzinger erinnert daran, daß dieser Platz ursprünglich zum Zirkus des Nero gehörte, dem Ort, an dem die ersten Martyrer Roms für Christus starben. Und daß ganz in der Nähe das Grab des Petrus liegt. So ist dieser Ort der Trauer ein Ort der Hoffnung geworden:

»Friedhof als Ort der Hoffnung: das ist christlich. Das ist angewandter Glaube der Martyrer, angewandter Auferstehungsglaube. Aber wir müssen hinzufügen: Die Hoffnung hebt die Trauer nicht einfach auf. Der Glaube ist menschlich, und er ist ehrlich. Er gibt uns einen neuen Horizont, den großen und tröstenden Blick ins Weite des ewigen Lebens. Aber er läßt uns zugleich an dem Ort stehen, an dem wir sind. Wir brauchen die Trauer nicht zu verdrängen, wir nehmen sie an, und durch den Blick ins Weite verwandelt sie sich langsam und reinigt so auch uns selbst, macht uns sehender für das Heute und für das Morgen. Es war sehr menschlich, daß die Liturgie früher in der Totenmesse das Halleluja ausließ und der Trauer recht deutlich ihren Raum gab. Wir können nicht einfach das Jetzt unseres Lebens überspringen. Nur indem wir die Trauer annehmen, können wir lernen, die Hoffnung in der Finsternis zu entdecken.«¹²

Joseph Ratzinger ist in der Vorkriegs- und Kriegszeit zur Schule gegangen und hat in der Nachkriegszeit studiert und Vorlesungen gehalten. Sein Stil, sein Sprachempfinden hat sich ebenso an den alten Sprachen und an der Liturgie gebildet wie an den Schriftstellern des 19. Jahrhunderts: Goethe, Eichendorff, Stifter, Mörike, Storm. Sein Deutsch folgt klassischen Mustern, es ist lateinisch imprägniert und formbewußt, und wenn die Zeit nach 1945 ein paar Spuren hinterlassen hat, einen kleinen Einschlag der Sprechweisen des Existentialismus und Personalismus, so wird das später eingeschmolzen oder verliert sich im Lauf der Zeit von selbst. Vom Modejargon, auch vom theologischen, ist dieser Stil ganz frei. Er wird im Lauf der Jahre immer einfacher und konziser. Die Bilder bleiben kontrolliert: keine Vergleichsflut, kein Metapherngestöber. Sentimentalität, Pathos, über-expressive Töne werden vermieden. Immer zu spüren ist eine bewegliche und kunstvolle Agogik, eine bis in Wortwahl und Satzbildung hinein fühlbare Musikalität. Dunkelheiten wird man bei Ratzinger kaum finden, auf die im Deutschen so beliebten hieroglyphischen Zusätze verzichtet er gänzlich. Dafür verbreiten seine besten Sätze Klarheit, Helle und Durchsichtigkeit. Er hält es mit den Franzosen (die seinen literarischen Habitus beeinflußt haben, allen voran Henri de Lubac): wenn dem Leser etwas dunkel bleibt, hat der Autor sein Werk nur halb getan. Wie nennt sich doch der Teufel in Paul Valerys *Mon Faust*? *Approfondisseur*, »Vertiefer«.

Ein Autor mit solchen Gaben bot sich ganz von selbst zur Übersetzung in ande-

re Sprachen an – und tatsächlich ist die Zahl der Übersetzungen von Büchern und Aufsätzen Ratzingers Legion. Nicht nur ins Englische und Amerikanische, ins Russische, Französische, Italienische, Spanische, Portugiesische ist dieser Theologe übersetzt worden, sondern auch ins Griechische, Ungarische, Holländische, Polnische, Tschechische, Kroatische, Slowenische, Japanische, Koreanische. Dabei muß hinzugefügt werden, daß eine Reihe von Ratzinger-Büchern zuerst italienisch, spanisch, französisch, englisch erschienen sind (einige harren noch der Übersetzung ins Deutsche). Neben das geliebte Deutsch ist längst das Italienische getreten – heute mehr denn je die Amtssprache des vatikanischen Rom, die das Lateinische fast ersetzt, jedenfalls zurückgedrängt hat. Und ganz im innersten Kreis ist auch das Bayerische in seinem Sprach-Haushalt noch gegenwärtig – so in heimatlichen Gesprächen mit dem Bruder Georg Ratzinger in Regensburg und Pentling.

Wäre also die Individualität, der persönliche Stil, die Sprach-Eigenart des Theologen Joseph Ratzinger im Lauf der Jahre auf- und untergegangen in einem neutralen Idiom des kirchlichen Universalismus, einer Kunstsprache globaler Verständigung und Kommunikation, einer Art von geistlichem Internet? Gewiß nicht – auch das in anderen Sprachen Formulierte zeigt unverkennbar die Ratzingersche Sprach-Handschrift. Die Individualität, die Originalität, der spezielle Wuchs, der eigene Sprachton dieser Prosa – das alles blieb und bleibt erhalten. Doch darf gesagt werden, daß der Schriftsteller Joseph Ratzinger von Anfang an auf breitere und damit auch auf internationale Wirkung angelegt war: seine Schreibweise war nie esoterisch; Theologie und Verkündigung, Wissenschaft und Predigt standen in seinem Werk immer in Verbindung miteinander; es gab nirgends unzugängliche Inseln des Spezialistischen und Fachchinesischen. Der Sprache Ratzingers konnte das Kantig-Eigenwillige, Bohrend-Eigensinnige ruhig fehlen – die lateinischen Notenlinien, auf denen sein Deutsch stand, verlängerten die Wirkung von Anfang an ganz selbstverständlich in die romanischen (und später in die englisch-sprachigen und anderen) Länder der Welt. Theologie als Auslegung des Glaubens ist ja nicht exklusiv an eine Sprache gebunden, so sehr der konkrete Theologe in ihr seine Wurzeln hat: hätte sonst Paulus als Jude den Römern das Evangelium bringen können, hätten sonst römische Missionare mit Erfolg den Deutschen die frohe Botschaft verkündigt, wären wir als Deutsche imstande, die Päpste des 20. Jahrhunderts zu verstehen, die überwiegend Italiener waren und lateinisch sprachen?¹³

ANMERKUNGEN

1 J. Ratzinger, Der Katholizismus nach dem Konzil, in: Auf Dein Wort hin. 81. Deutscher Katholikentag vom 13. Juli bis 17. Juli 1966 in Bamberg. Paderborn 1966, S. 245–264, hier S. 263. 2 Ebd., S. 259.

3 K. Barth, Weihnacht. Göttingen³ 1957, S. 39 f.

4 Rechenschaft des Glaubens. Karl Rahner-Lesebuch, hrsg. v. K. Lehmann u. A. Raffelt. Zürich/Freiburg 1979. S. 201f.

5 G. Söhngen, Philosophische Einübung in die Theologie. Freiburg/München² 1964, S. 101.

6 H. de Lubac, Glaubensparadoxe, übertr. v. H. U. von Balthasar. Einsiedeln 1972, S. 49, 55, 58.

- 7 J. Ratzinger, Die neuen Heiden und die Kirche, in: *Hochland* 51 (1958/59), S. 1–11, hier S. 9.
- 8 J. Ratzinger, Einführung in das Christentum. Vorlesungen über das Apostolische Glaubensbekenntnis, München 1968, S. 213 f.
- 9 J. Kardinal Ratzinger, Zur Lage des Glaubens. Ein Gespräch mit Vittorio Messori. München 1985, S. 130 f.
- 10 Ebd., S. 133 f.; vgl. J. Ratzinger, Zur theologischen Grundlegung der Kirchenmusik, in: *Gloria Deo, pax hominibus*. Festschrift zum 100jährigen Bestehen der Kirchenmusikschule Regensburg, hrsg. v. F. Fleckenstein (= *Schriften des Allgemeinen Cäcilien-Verbandes für die Länder der deutschen Sprache* 9). Bonn 1974, S. 39–62, hier S. 60.
- 11 J. Kardinal Ratzinger, Bilder der Hoffnung. Wanderungen im Kirchenjahr. Freiburg 1997, S. 110–113.
- 12 Ebd., S. 112.
- 13 So argumentiert Erik Peterson in seinem Aufsatz: Die neueste Entwicklung der protestantischen Kirche in Deutschland II, in: *Hochland* 31 (1933/34), S. 144–160, hier S. 153.

Glossen

HARALD VOCKE · WÜRZBURG

Was fehlt in diesem Staat?

Anmerkungen zur Diskussion, ob die Wehrmacht verbrecherisch war

Das Ende des Kriegs lag kaum sechs Monate zurück, als an den deutschen Universitäten wieder das Studium begann. In den Hörsälen und Seminaren saßen vor allem ehemalige Soldaten, viele noch in den Jacken der Uniform, nur ohne Rangabzeichen und ohne Hackenkreuz. Vom Krieg sprach man nicht mehr. Doch es war herrlich, sich nun kopfüber in die Welt des Geistes zu stürzen. Es gab große Universitätslehrer, und darin stimmten sie überein: Der von den braunen Verführern verbreitete Rausch und die Be-

geisterung der Massen für Hitler hatten Deutschland ins Unglück gestürzt. Nun war die Rückkehr zur Vernunft, war klares Denken geboten. Das Gleiche war von den Ordensleuten zu hören, die man auch in ganz überwiegend protestantischen Städten auf den Fluren der Universitäten sah. Waren es Benediktiner oder Jesuiten? »Unerhört kluge Leute, so richtig weise«, war über sie damals nicht nur von Katholiken zu hören, auch wenn den aus dem Krieg Heimgekehrten jeder Überschwang fern lag. Güte und

HARALD VOCKE, *Jahrgang 1927, Studium der Altphilologie, Archäologie, Geschichte und Kunstgeschichte, später auch der arabischen Sprache. Diplomat, sodann Journalist. Heute unter anderem mit einer Neuübersetzung der Evangelien aus dem griechischen Urtext befaßt.*